

# Schauspielabende

Autor(en): **Trog, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **10 (1912)**

PDF erstellt am: **22.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750706>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## SCHAUSPIELABENDE

Wie noch jedesmal erfreute sich auch bei seinem jüngsten Gastspiel *Alexander Moissi* der hingebendsten Begeisterung. Es ist etwas in seinem Wesen, das bezaubert. Sein Auge und seine Stimme sind Wundertäter. Sie haben Seele und machen unsre Seele vibrieren. Man hat's wieder erlebt in seinem Hamlet und seinem Oedipus, die für Zürich gute Bekannte waren, mit denen man ein freudiges Wiedersehen feierte. Und dann kamen am dritten Abend zwei Neuheiten auf einen Schlag. Als *Lever de rideau* eröffnete die Vorstellung *Hugo von Hofmannsthals* anfang der neunziger Jahre gedichtete dramatische Szene *Der Tor und der Tod*.

Ein reicher Jüngling ist durch das Leben, das ihm alle Genüsse gestattet, spaziert, ohne sich an irgend etwas, einen Menschen oder eine Aufgabe, ganz und innig und ernst hinzugeben. Alles war für ihn ein Spiel. Und nun steht dieser spielerische, an Impressionen reiche, an wirklichem Erleben bettelarme Mensch am Ende, ohne dass er es ahnt. Der Tod hält Einkehr bei ihm, und seinen unerwarteten Besuch verschärft er dadurch, dass er Claudio den Irrgang seines Daseins unerbittlich beleuchtet. Drei Gestalten lässt er ins Gemach treten: die Mutter Claudios, die nur für den Sohn gelebt hat; ein liebes Mädel, das Claudio einst alles gegeben und das er nach dem Genuss einfach hat fallen lassen; den Freund, der alles mit Claudio geteilt und dafür nur schnöden Undank geerntet hatte. Und sie enthüllen ihre Seelen vor Claudio, und er muss einsehen, dass er von ihrem wahren Wert nichts geahnt, dass er ihren Reichtum an Liebe und Hingebung und Treue nicht von ferne zu würdigen verstanden und zu seinem Glücke hat dienen lassen. So schmerzhaft das aber ist: dass Claudio noch vor seinem Ende in dieses von ihm so schnöde missachtete Reich einen Blick hat tun dürfen, das ist doch eine letzte und wahre Bereicherung seines Lebens; das macht ihm diese letzte Stunde des Daseins köstlich. Erst im Tode hat er das Leben kennen gelernt. So schafft er sich aus seiner Demütigung und Beschämung schließlich noch ein Element der Beglückung.

Die Vortragskunst Moissis fand in der Rolle des Claudio ein dankbares Feld virtuoser Betätigung. Schade nur, dass die der andern Rolleninhaber mit einer Ausnahme der seinigen bei weitem nicht gewachsen war. So blieb vieles völlig undeutlich und jeder tiefere Eindruck ging verloren.

\* \* \*

Es folgte das „Mysterium“ *Candida* von *Bernard Shaw*, unter des Iren Dramen wohl unstreitig die schönste *Dichtung*. Was Liebe ist: das wird in diesem modernen Mysterienspiel enthüllt und leuchtend gemacht. Und zwar bildet die Liebe in der Ehe das Problem. Eine nach außen scheinbar ganz unzweifelhaft mustergültige Ehe wird plötzlich auf ihren Nennwert geprüft, und siehe da: es stimmt nicht, es ergibt sich ein betrübliches Minus, ja, es scheint zum Zusammenbruch zu kommen. Aber der Gläubiger lässt dem Schuldner gegenüber schließlich doch Gnade vor Recht ergehen: *Candida* bleibt bei ihrem Gatten, weil sie sieht, dass er ihrer dringend bedarf. Mit ganz einfachen Mitteln, ohne alle lauten Effekte und besondern Zwischenfälle wird diese Eheprüfung in die Wege geleitet und durchgeführt. Ein jugendlicher Dichter, der achtzehnjährige *Marchbanks*, der im Hause des Geistlichen *Morell*, des berühmten christlich-sozialen

Propagandaredners, verkehrt, hat den wahren Sachverhalt herausgeföhlt: den Egoismus des naiv eiteln Morell, der von dem wahren Wert seiner herrlichen Gattin Candida keinen blauen Dunst hat und darum auch an ihrem Seelenleben, an ihren Seelenbedürfnissen völlig verständnislos und achtlos vorbeigeht. Das sagt ihm, dem selbstgerechten, selbstsichern Manne, der grüne, aber genial-hellsichtige Junge, der Dichter Marchbanks, auf den Kopf zu, gesteht ihm auch frank und frei, dass er Marchbanks Candida anbete und bringt es schließlich so weit, dass Morell, es mag ihm so sauer ankommen als es will, auf eine Entscheidung Candidas es abstellt: *sie* soll sagen, ob bei Marchbanks, von dem sie sich seelisch so tief und innig verstanden weiß, oder bei ihrem geistlichen Gatten künftig ihres Verbleibens sein wird. Und Candida — das ist so wundervoll! — fragt nicht, bei welchem der Beiden *sie* ihr wahres Glück eher finden werde, sondern welchem der Beiden sie weniger entbehrlich sei. Und ihre Entscheidung fällt zu gunsten Morells, der ihr als der Schwächere, Liebebedürftigere vorkommt, gerade weil er sich einbildet, dass er einer Frau das Wichtigste zu bieten habe: eine gesicherte, würdige soziale Stellung und seinen männlichen Schutz. Die Kleinigkeit von Liebe vergisst er. Marchbanks aber möchte bei der geliebten Frau einen sichern Schutz und Trost finden für das, was sein Herz bedrängt und quält. So kommt er als ein Bedürftiger zu der Geliebten, und gerade darum als der Reichere; denn er kennt mit den Bedürfnissen seiner eigenen Seele auch die des geliebten Wesens. Und nur so kommt der wahre Einklang zwischen Weib und Mann zustande. Das wird Morell jetzt lernen müssen.

So tiefe Dinge kündigt hier Shaw. Stellenweise in seiner äußerlich spasshaften Manier. Daraus nahmen erklecklich viele im Theater Anlass, um sich der Komödienlachlust hinzugeben, was höchst ärgerlich auf den Tenor des Abends abfärbte. Dem herrlich charakterisierten Dichterjüngling Marchbanks ließ Moissi seine ganze berückende Liebenswürdigkeit und das Feuer seines lodernden Temperaments angedeihen.

ZÜRICH

H. TROG



## ANZEIGEN

Von *KARL FEDERN*, dessen Novelle „Das Gericht von Gartach“ der Leser in diesem Heft findet, erhielten wir letzter Tage aus dem Verlag Georg Müller in München den Band *Masken und Opfer*, der siebzehn ähnliche Stücke enthält, alle untadelig im Stil, knapp und farbig in der Darstellung. Ergreifend ist beispielsweise der Widerstreit zwischen einem Puritaner, der vor sich seine Eifersucht mit Frömmerei maskiert, und seiner lebenslustigen und herzreinen Gattin in der Novelle „Die Sünderin“; nicht weniger eindrucksvoll sind die mannigfaltigen Abenteuer von „Jean Bouche, dem Lakaien“, der in Gemeinheit emporkommt, während sein Herzogspaar in Gemeinheit versinkt. Spannung ist in modernen wie in historischen Erzählungen in hohem Maße erreicht, die alle guter Vorlesestoff sind.

---

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.  
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750